

Jorinde, die Siebzehnjährige

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633519>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 1 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

2. Januar 1937



Der Neujahrsgross von Albert Fischli

Und wieder war es Neujahrsmorgen
Und wieder mein Herz in Hoffen und Sorgen,
Wer mir zum ersten möchte begegnen,
Zum ersten das neue Jahr besegen,
Und wünscht' im stillen, es möchte sein
Ein Mensch, der wahr und gut und rein;
Denn wenn ein Segen soll wirken und frommen,
So muss er aus reinem Herzen kommen.

Kling kling, die Glocke plötzlich schrillt.
Ich eile hinunter. Nun, Herz, es gilt!
Ei der Tausend! find' ich ein Menschlein drauss',
Ein herzig's, mit einem Rosenstrauss. —
Es war des Nachbar Gärtners Kind,
Das Holdchen und ich Gutfreunde sind. —
Mit leuchtenden Augen steht die Kleine
Vor mir und legt ihre Händchen in meine,

Sprudelt gar ernsthaft ein Sprüchlein hervor
Und übergibt mir den Rosenflor,
Und wie sie zu Ende mit ihrem Segen,
Fortschleicht sie schrittweis und verlegen,
Bis sie's auf einmal eilig kriegt,
Fang mich, wenn du kannst! übers Strässlein fliegt.
Mit den Augen geb' ich ihr das Geleit:
So sei denn willkommen, du neue Zeit!

(Aus «Einkehr» Gedichte, Verlag Sauerländer, Aarau.)

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

I

Es war keine kleine Aufgabe, Claudia zu beschenken, so, daß ihr blauen Augen glänzten. Sie wollte nicht nur beschenkt werden, sie wollte sich auch freuen können. Um der Welt das Schenken zu erleichtern, schrieb sie einen Wunschzettel. Zehn Jahre lang stand oben geschrieben: Ein lebender Esel. Zehn Jahre lang strich der Vater ihr diesen Wunsch jedesmal mit einem blauen Bleistift durch, quer durch den Esel, und so war Claudia am Geburtstag selbst nicht enttäuscht.

Eine ihrer Tanten hatte ihr einstmals eine schöne, große Puppe geschenkt, die ein kleines Kind im Tragröckchen vortauschte. Claudia hielt es im Arm und sah auf das Rosagesichtchen herab. „Es lebt ja nicht. Es kann nicht „Mutter“ zu mir sagen, Ich kann es nicht lieb haben.“ Und sie gab die Puppe der Tante zurück, die ihr das sehr verübelte, und ihr drei Jahre lang nichts schenkte. Zur Strafe bot ihr Claudia keinen Geburtstagsfesten an.

Nun war sie vier Jahre älter geworden und ihr siebzehnter Geburtstag sollte gefeiert werden. Sie war groß. Sie hatte gut und viel gelernt. Sie wußte, was sie wollte. Sie konnte gehorchen, aber ungern, wenn es ihre Pläne durchkreuzte. Ihren Wünschen sagte sie nie „Lebewohl“, aber immer „Auf Wiedersehen“. Fehler hatte sie eine ganze Menge. Warum denn nicht? Wo wäre denn ein Licht ohne Schatten? Sie war aber auch sehr hübsch, wußte es, und machte sich nichts daraus. Es war ihr gänzlich einerlei. Das, was sie sich ausdachte, gerne mochte, oder sich wünschte, hatte wenig mit der Hübschheit zu tun. Aber das Beste war: Sie war ehrlich. Manchmal nur zu sehr. Manchmal nicht an rechten Ort. Manchmal sogar am unrechten. „Gegen Leute, die mich langweilen“, sagte sie, „muß ich grob werden.“ Sie numerierte ihre Familie: Vater ist Nummer eins. Großmutter Nummer zwei. Mutter Nummer drei, und der Basilius Nummer fünfundzwanzig.



„Frecher Mops“, sagte der Bruder.

„Warum bin ich Nummer drei?“ fragte die Mutter.

„Weil es die Großmutter betrüben würde, käme sie erst an dritter Stelle. Du aber weißt wohl — eine Mutter steht obenan. Ach, es muß herrlich sein, eine Mutter zu werden. Ich wollte ich wäre auch eine.“ Als Claudia das sagte, war sie fünfzehn Jahr alt.

Aber nun kam der schöne, liebe Siebzehnte, den ersten nicht gerechnet. Claudia wünschte sich nichts. Claudia begann ein geheimnisvolles Treiben. Irgend etwas ging vor, irgend etwas war anders als sonst. Sie saß oft in ihrem Zimmer hinter geschlossener Türe. Sie lief zu allen ihren Onkeln und Tanten, Kusinen und Vettern. Sogar zu den Freundinnen ihrer Mutter. Und überall gab sie ein verschlossenes Briefchen ab: An meinem Geburtstag dürft ihr es aufmachen. Versprecht mir, daß ihr mir schenken werdet, was in dem Brief steht.

„Es wird doch kein Efel sein“, fragte der Onkel. (Er schenkte nicht gern. „Wenn man dir nimmt, so schrei, wenn man dir gibt, so nimm“, sagte er, wie der selige Bleichröder.)

„Nein“, sagte Claudia, „darüber bin ich hinaus. Ihr seid alle zu mir zum Kaffee eingeladen, aber nicht um vier Uhr, sondern um elf Uhr.“

„Um elf Uhr?“ fragte Tante Rosa.

„Ja, nach dem Muster der Schweden. Ich kann nämlich nicht bis vier Uhr warten.“ Perkeo, der Student, der Vetter, bereitete sie vor, daß sie auf große Geschenke bei ihm nicht zu rechnen habe. Er drehte die Taschen um, und es fielen Brosamen heraus.

„Mir ganz egal, ob Brosamen in deinen Taschen sind oder Geld — du schenkst mir etwas. Wozu bist du mein Vetter?“ Dann ging sie nach Hause und seufzte.

Es galt nun Vater und Mutter zu gewinnen für ihren Wunsch. Sie stellte sich vor sie hin:

„Vater und Mutter, meine lieben Eltern. Mein Geburtstag naht. Siebzehn werde ich nie mehr in meinem Leben. Ihr solltet euch einen Denkstein setzen und einmal nobel sein.“

„Hoho“, sagte der Vater.

„Ich meine nur, noch nobler als gewöhnlich. Versprecht mir, meinen Wunsch zu erfüllen.“

„Nein“, sagte der Vater, „die Rahe im Sack kaufe ich nicht.“

„Es ist keine Rahe, obgleich ich gerne eine hätte. Es kostet nicht sehr viel — ich glaube nicht. Es braucht nur guten Willen von eurer Seite, es ist solch ein vernünftiger Wunsch.“

„Na, raus mit der Sprache“, sagte der Vater.

„Am Geburtstag um elf Uhr sage ich ihn. Ich habe die Verwandtschaft eingeladen. Am Nachmittag hole ich den Wunsch, und am Abend . . . das kann ich noch nicht sagen. Ach, Eltern sind manchmal recht unbequem, findet ihr nicht auch?“

„Werden wir mit deinem Wunsch einverstanden sein“, fragte die Mutter.

„Ja, weißt du, dann brauchte mir ja nicht so bange zu sein. Nein, zuerst wohl nicht. Ihr werdet schon brummen; aber nachher — nachher freut ihr euch. Ich glaube wenigstens.“

„Gut“, sagte der Vater. „Wir werden deinen Wunsch erfüllen.“ Claudia flog Vater und Mutter an den Hals.

„Engel seid ihr alle beide. Mit rosaroten Flügeln.“

Des Morgens um sieben Uhr. Claudia steht auf. Sie macht einen Schrank auf und legt etwas in einen Korb. Sie macht die Kommode auf und legt es ebenfalls in den Korb. Dann schließt sie die Türe und steckt den Schlüssel in die Tasche. Sie geht leise die Treppe hinunter. „Bescherung soll ja erst um elf Uhr stattfinden. Einen Kuchen wird's geben, ich hab's in der Küche gerochen, wenn's auch die Motte, Annabeth, geleugnet hat. Lichter und Geschenke, so Firtlesanz, was mache ich mir

daraus! Aber mein Geschenk, das . . . Lieber Gott, ist's dir recht? Geld, ja? Ach, was sind doch die Eltern für rührende Geschöpfe! Was könnte ich für sie tun? Ich weiß. Ich will ihnen ein Morgen-, Dank-, Freude- und Hoffnungslied singen.“ Sie stellte sich vor die Türe, wo die Eltern sich bestimmt befanden, und sang: „Nun danket alle Gott . . .“ alle Verse. Sie hatte eine gute Stimme und Geschmaç. Darnach lief sie rasch fort, hinunter. Ich gehe in den Zoo, dachte sie. Tiere zu sehen an einem Geburtstag ist herrlich. Sie heftete einen großen Zettel an die Rükchentüre: Ich gehe zu den Affen. Sag es ihnen. Sie schlafen noch. Um elf bin ich zurück. Claudia. (Für alle andern „Fräulein“ Claudia, nur für dich nicht, alte Motte.) Dann ging sie seelenvergnügt in den Zoo und lachte sich halb tot über den Pinguin, über seine Ratsherrenallüren und seinen Gang. An wen erinnert er mich doch? Doch nicht an Onkel Franz?

Punkt halb elf war sie zu Hause. Mutter und Vater warteten im großen Gartensaal und küßten sie zärtlich.

„Um keinen Preis würde ich euch gegen andere Eltern umtauschen“, sagte Claudia gerührt. „Aber — vielleicht — ach nein, ihr seid ja goldene Geschöpfe, und laßt mich nicht im Stich.“

„Claudia“, sagte der Vater und sah sie forschend an. „Du hast doch nicht eine dumme Liebesgeschichte vor?“

„Vater“, schrie das Geburtstagskind, „ich und eine Liebesgeschichte! Ich kann ja die Efel nicht leiden. Kerle, wie der Basilius einer ist, nein danke höflich. Aber mit der Liebe hat es doch etwas zu tun.“

„Ich bin ratlos“, sagte die Mutter.

Elf Uhr. Es läutet. Es läutet wieder. Es läutet zum dritten Mal. Sie kommen alle, Onkel Franz, Tante Rosa, Tante Difelotte, Kusine Eins, Kusine Zwei und der Vetter mit den Brosamen in der Hofentasche. Wenn er mir doch nichts schenken will, dachte Claudia, was kommt er denn?

Sie setzten sich. Alle lasen das Briefchen, das Claudia ihnen jüngst gebracht: Helft mir, daß mein Wunsch erfüllt werde, stand in jedem. Claudia hatte die Stühle im Kreis herumgestellt. Ein Tisch mit dem schönen Kuchen darauf stand in der Ecke.

„Der Kuchen ist von mir. Mehl, Rosinen und Mandeln habe ich selber bezahlt. Mandeln sind sehr teuer geworden. Rosinen haben abgeschlagen“, sagte die Motte. Claudia gab ihr den üblichen Geburtstagschmaç; denn die Alte hatte einstmals geholfen, Claudia der Welt vorzustellen.

„Also“, sagte der Vater erwartungsvoll, „fange an.“

Claudia stellte sich auf einen Schemel, der noch von der Urgroßmutter stammte, wurde feuerrot, zupfte an ihrer Halskette und begann:

„Teure Eltern, liebe Tanten und Onkels, Kusinen und Vettern, ich bitte euch inständig — ach du liebe Zeit, ich habe dich ja vergessen, Basilius —“

„Ist mir ganz egal“, sagte der Bruder, „weiter im Text.“

„Also, ich bitte euch inständig, das, was ich jetzt sagen will, ernst zu nehmen. Sagt nicht, es ist ein dummer und unüberlegter Mädchenwunsch. Ich habe viele Stunden darüber nachgedacht. Ich weiß aber auch, was ich antworten will. Und was ich mir selbst versprochen habe, das will ich sicher halten . . . ich will ganz gewiß.“ . . .

„Claudia“, sagte der Vater, „fange an.“

„Ich bitte euch alle, helft mir . . . gelt, ihr wollt mir helfen?“

„Ich helfe dir“, schrie der Vetter.

„Ach du“, sagte Claudia, „du mit deinen Brosamen!“

„Oho; Da lies!“ Er überreichte ihr einen Briefbogen, und las: Ich verspreche dir bei meiner Ehre, dir deinen Wunsch, wie er auch aussehen mag, erfüllen zu helfen. Konrad Steffen.

„Schön“, sagte Claudia, „du bist ein guter Junge.“

„Junge?“ schrie Konrad, „zweiundzwanzig Jahre alt und Student!“

„Weiter, Claudia, weiter“, schrien alle.

„Ich habe Kinder immer so gerne gehabt. Und ich meine, etwas Besseres kann ein Mädchen gar nicht tun, als daß es sich Mühe gibt, eine gute Mutter zu sein.“

„Mutter zu sein“, sagte der Vater vor sich hin.

„Ja, mein Wunsch ist also — ach, nun habe ich so Angst — daß ich ein Kind annehmen darf. Ich allein. Mir allein darf es gehören. So.“ Sie setzte sich, ihr Herz klopfte. Totenstille.

„Bist du verrückt“, fragte der Vater, „ein Kind annehmen!“

„Ich glaube nicht, daß ich verrückt bin.“ Nun bricht es los. Ein Gerede und Geschrei und Durcheinander von Fragen und entsetzten und erstaunten Ausrufen. Claudia hat auch das erwartet. Sie hat sich extra die Glocke aus dem Wohnzimmer geholt und läutet nun energisch. Der Sturm legt sich. Die aufgewirbelten Blätter fallen zur Erde.

„Bitte, sagt mir der Reihe nach, was ihr zu sagen habt. Vater, fange du an.“

„Wie willst denn du ein Kind annehmen“, großt der Vater. „Alles wird wieder auf mir sitzen bleiben. Ein Kind annehmen, verrückt! Ein Kind nimmt man an, wenn man Geld verdient, höchstens.“

„Jetzt du, Mutter.“

„Kind“, jammert sie, du bist je selbst noch ein Kind! Was verstehst denn du von dem Kinderbesorgen und -erziehen?“

„Wenn ich jetzt heiraten würde, bekäme ich ja auch ein Kind, verstände ich es da besser?“

„Nein, aber es wäre ein Mann da...“

„O jerum“, sagte Claudia. „Er wüßte mir doch die Windeln nicht.“

„Und wenn so ein Kind krank wird, und du nachts wachen mußt, und bist solch ein Langschläfer ... und ... ach Gott, was willst du dir eine solche Last aufladen ...“

„Ich habe ein ausgezeichnetes Buch gelesen: Was junge Mütter wissen müssen. Das habe ich durchgelesen. Ich weiß nun alles.“

„Ach, du Kind“, sagte die Mutter bekümmert.

„Kind, aber nicht kindisch. Als ich mir den Esel wünschte, da war ich kindisch. Jetzt habe ich mir alles überlegt. Glaub's mir doch, Mutter.“ „Tante Rosa, was hast du zu sagen?“

„Ich habe gar keine Worte, ich bin baff. Wo willst du denn eines hernehmen? Kinder sind Geschenke Gottes ...“



Burkard Mangold: Familienbild

„Ich habe eines gefunden. Vielleicht ist es auch ein Geschenk Gottes. Ich hatte es gleich lieb. Jetzt du, Tante Lisettchen.“

„Ja, alles habe ich dagegen. Alles. Wenn ich deine Mutter wäre ...“ Claudia schluckte. „So ein fremdes Kind! Das kannst du gar nicht lieb haben. Und wenn du einmal ein eigenes hast, wirst du es bereuen.“

„Nein, Tante Rosa, das werde ich nicht bereuen. Wen ich lieb habe, den behalte ich lieb. Das weiß Mutter. Ich bin zu drei Frauen gegangen, von denen ich wußte, daß sie Kinder angenommen hatten, und eine hatte gleich drei gewollt, und es hingen drei Schwämme und drei Zahnbürsten im Kinderzimmer, und drei Stühlchen standen da ... es war reizend. Alle drei Frauen sind glücklich mit ihren Kindern. Sie sagen, sie wüßten gar nicht mehr, daß es nicht ihre eigenen seien. Und die Stiefmütter, was sagst du da?“ Tante Lisettchen sagte nichts. Sie kniff den Mund zusammen. „Onkel Samuel, du bitte, aber mach's gnädig.“

„Hast du daran gedacht, Claudia, was du mit so einem

fremden Bal ... Kind ... in die Familie bringst? Was in so einem Kind vielleicht steckt? Daß es dir einmal Schande machen kann und uns allen mit?"

„Bei eigenen Kindern kommt das wohl nicht vor, Onkel? Wir haben doch nicht weniger als drei solcher Taugenichtse in unserer großen Familie? Ganz degenerierte Kerle, um die wir gehörige Umwege machen, wenn wir sie von weitem sehen. Da ist der Xaver, der Sohn von deinem ... ja, und der Hermann, der nach Amerika mußte ...“

„Ja, ja, das wissen wir“, rief die Mutter

„Also! Du Kusine Eins, hast du auch Einwände?“

„Ja“, sagte Marie-Rose, „wenn du einmal heiraten möchtest und er nimmt dich nicht, weil du das Kind hast.“

Da lachte Claudia laut.

„Den wollte ich von vornherein nicht! So ein Schaf! Der soll sich doch freuen, wenn ich schon eins habe.“

„Uebertreib nicht“, sagte der Vater.

„Aber“, ruft nun der Student, du willst doch etwas werden! Du willst doch studieren! Oder was weiß ich was, vorwärtskommen. Geht das mit einem Kind zusammen?“

„Ja, das geht“, sagte Claudia. „Früher aufstehen, später zu Bett gehen. Weniger Besuche machen, weniger Tennispielen, Skilaufen ...“

„Tugendbold“, ruft Basilius. „Ich seh' dich früh aufstehen.“

„Nein, nein, ich bin kein Tugendbold, ich mußte ja über alles nachdenken. Was hätte ich sonst auf alle eure ...“ Ihre Stimme wackelt. Vater steht auf.

„Noch eine Frage: Was willst du tun, um dir Geld zu verschaffen? Denn, daß wir dir dabei helfen würden, denkst du doch nicht im Ernst?“

„Nein, ich denke es mir nicht.“ Sie rennt davon und kommt mit einem Korb zurück. Den packt sie aus: Lauter Tüchchen und kleine Strümpfchen und wollene Tücher und Bindeln, rosa, weiß, blau. „Da“, sagt sie. „Das alles habe ich genäht und gestrickt und keiner hat etwas gemerkt. Der Nählehrerin habe ich gesagt: Für ein kleines Kind, das eine kranke Mutter hat. Sie ist gestern gestorben. Ich bin fleißig gewesen, wirklich.“

„Und bedenk doch, was noch alles fehlt, Kinderwagen, Stubenwagen, Geschirr, ach, immer und ewig kosten Kinder Geld. Wo willst du es hernehmen?“

„Ach was, Mutter, nicht alle Leute haben gleich Geld. Du hast mir selbst erzählt, ihr beide hättet rein nichts gehabt, als ihr heiratetet, und euer Frühstück hättet ihr im Ofen heiß gemacht, und mittags hättet ihr in einem Pintchen gegessen, wo es Tag für Tag Cabliau gegeben hätte — und der sei nicht einmal frisch gewesen.“

„Ja, das waren andere Zeiten. Und Mutter hat eben mich gehabt“, sagte der Vater stolz.

„Aber darum ist der Cabliau nicht frischer geworden.“

„Wo wohnt das Kind?“

„Totensträßchen 11.“

„Nun weiß ich genug“, sagte Onkel Manuel. „Also in der übelsten Gegend. Und wie steht's mit dem Vater dieses zudringlichen Säuglings?“

„Viel ist über ihn nicht zu sagen. Aber was ist denn im allgemeinen viel über Väter zu sagen? Er ist eben Hausierer. Bedenke, was es für gute Eigenschaften braucht, um hausieren zu können: Einen Magen, der nie knurrt, Füße, die nie brennen, eine Zunge, die nie Durst hat, Geduld, wenn kein Mensch einem etwas abkauft, Ausdauer, um immer von neuem wieder nachzufragen, Glauben, damit er nicht auf Gott und alle Menschen schimpft, und Ehrlichkeit, Sparsamkeit ...“

„Claudia, willst du nicht vielleicht auf unserer Universität eine Professur annehmen?“ lachte der Student.

„Der Mann zahlt seinen Hauszins pünktlich, ich habe nachgefragt ... Und jetzt ist dem Mann seine Mutter, nein, seine Frau gestorben, und dem Kleinen seine Mutter. Ich habe vorsichtigerweise gefragt, ob er mir das Kind lassen würde. Ohne Mutter, ja, hat er gesagt.“

„So, so“, meinte der Vater. „Also höre, Claudia. Versprochen habe ich dir, deinen Wunsch zu erfüllen, und ich werde mein Versprechen halten. Ich muß in den sauern Apfel beißen; aber im Grund hast du uns überrumpelt. Ich mache aber Bedingungen: Du hast allein mit dem Kind fertig zu werden, du hast jede Last selber zu tragen. Du hast die nötigen Opfer selbst zu bringen. Das Kind ist also deine Sorge, unsere nicht. Darauf gib mir dein Wort.“

„Vater, ich ...“

„Nein, wart noch. Weißt du, was du auf dich nimmst? Weißt du, daß du — wenigstens solange das Kind Kind ist — die Verantwortung trägst? Du nimmst einen Menschen zu dir, nicht ein Hündchen oder Käzchen.“

„Ich weiß es, Vater, ganz gewiß, ich habe ...“

„Ach Kind“, fing nun die Mutter an ...“

„Sag nicht, ach Kind! Sag: Ja, du darfst. Hol dir das Kindchen.“ Die Mutter weint.

„Es ist ein solch wichtiger Augenblick, Claudia. Ich hatte keine Ahnung ...“

„Durfte ich euch denn davon sprechen? Ihr hättet ja nein gesagt! Sag' ja, sag' ja, Mutterchen, gutes. Und darf ich jetzt herumgehen und ein jedes fragen, was es mir schenken will, ja?“

„Ja, in Gottes Namen.“

„Schenkst du mir den Stubenwagen, Tante Clara?“

„Ja, den geb ich dir. Ich kenne dich ja.“ Und Claudia fällt Tante Clara um den Hals.

„Und du, Onkel Samuel?“

„Ja, wir leben in bösen Zeiten. Wahrhaftig die Krisis nagt an einem.“

„Ich merke bei dir nichts davon“, meint Claudia, „du hast ja rote, dicke Backen. Aber was ich fragen wollte, gibst du mir vielleicht die Bettflasche? Aus Kupfer, und dreieckig, wie's jetzt Mode ist?“ („Geizdrache“, murmelt der Student, der stets umsonst wegen Geld anklopft.)

„Ja, meinetwegen. Aber ich weiß nicht, ich mag sparen, wie ich will, es nützt mir nichts, man reißt mir das Geld aus den Händen ...“

„Danke, Onkel. Und die liebe, verehrte Tante Bisettechen, was gedenkt sie ihrer zukünftigen Nichte zu schenken?“

„Ich schenke ihr das Geschirr, den Puder, den Schwamm, die Seife, das Wachtuch, die Bürste, das Badetuch, die ersten Schühlein, die Kleidchen überhaupt.“

„Halt, halt“, schrie Onkel Samuel, „Bisette, halt. Du baust ja einen Turm von Sachen auf. Davon kann keine Rede sein, ich als Hausvater ...“

„Lieber“, sagte Tante Bisette. „Hausvater! Hausvater! Den ganzen Tag im Geschäft, daheim hinter der Zeitung, was hat denn das Haus und das Wort „Vater“ mit dir zu schaffen?“ Sie lachte.

„Da seht ihr“, sagte Samuel, der „Hausvater“, „immer ist sie mir über.“ Längst hängt Claudia am Hals der Tante.

„Jetzt kommt ihr dran, Kusinen Eins und Zwei. Ihr schenkt meinem ... meinem ... Kindchen etwas zum Geburtstag oder zu Weihnachten? Ich werde mit Wünschen schon nicht frech sein.“ (Hem, hem, hem, hustet Basilius.) Die Basen sagen ja.

„Jetzt du“, sagte Claudia zum Better. „Und dann du, Basilius.“

„Ich übergebe dir hiemit feierlich einen Franken für das Kind“, seufzte der Student. Er klaubte das Geldstück aus der Westentasche. „Lege es an. Leg viel aus deiner Tasche dazu. Gib nichts aus, . . . so kann es in deinem achtzigsten Jahr . . .“

„Du Leichtfuß, Spaßvogel und Verschwender! Aber den Franken nehme ich, mir ist nichts zu klein und armselig.“

„Halt“, schreit der Wetter. „Mein, ich habe ihn ja eben von Tante Clara geliehen bekommen! Ich muß ihn ja zurückgeben.“

„Nichts da, hol' du der Tante ein paar Kessel Kohlen aus dem Keller und verdien' ihn ab, den Franken, meine ich. Jetzt du, Basilius. Was willst du für dein zukünftiges Patentkind tun?“

„Gerade wollte ich dir etwas vorschlagen“, sagte der Bruder ernsthaft. „Ich will jede Woche von meinem Taschengeld zwanzig Centimes beiseitelegen.“

„Danke, Basilius! Was, das willst du tun? Du Lieber. Aber ich hätte nicht geglaubt . . .“

„Ja, bei mir liegen die Tugenden inwendig, damit ich sie nicht so leicht verliere.“

„Danke vielmals, vielmals, Brüderchen. Und jetzt, wer will mitkommen und das Kindchen holen helfen?“ Man einigte sich auf eine Kusine und eine Tante.

„Kind, Kind, wenn das nur gut geht“, sagte die Mutter.

„Es geht nie alles gut, Muttamdillerehen, das weißt du doch. Aber, daß ich dir keine Mühe machen werde, das kannst du mir glauben. Und denke doch, was so ein Kindchen Freude ins Haus bringen kann. Du wirst es lieb haben, Mutter.“

„Ich weiß nicht, ich kenne es ja gar nicht.“

Fortsetzung folgt.

Tarantella Venezia

Kurzgeschichte von Max Karl Böttcher

Zu Ende der Reise- und Badefaison zu Venedig erlebten die letzten Gäste noch eine recht angenehme Sensation.

Vor dem weltberühmten Café Quadri auf Venedigs Markusplatz trat, wie aus dem Boden gewachsen, urplötzlich eine Tänzerin auf. Kein Mensch wußte, wer sie war, niemand kannte sie und niemand konnte sagen, woher sie kam, nur jeder, aber auch jeder, vom Präsesen bis zum letzten Karabinieri fühlte, daß diese gertenschlanke, blonde Tänzerin mit diesen gelösten, unirdischen, schwebenden Bewegungen etwas Besonderes, etwas Märchenschönes darstellte.

Irgend ein glutäugiger, sonnenbrauner, halbwüchsiger Burche machte auf einer großen Konzertina-Harmonika heiß aufregende, ins Blut schlagende Musik und dazu tanzte das fremde, liebliche Geschöpf. Und wahrlich, keine schönere Bühne, denn dieser venezianische Kirchenplatz ist, konnte es auf dieser Erde geben, keine köstlicheren Theaterkulissen waren auf dieser Welt, denn diese Chiesa Santa Marco, denn dieser Torre dell' Orologio, der Uhrturm, denn diese Renaissance-Paläste vom Markusplatz.

Der Wirt vom Café Quadri wollte zuerst die Tänzerin von Karabinieri fortweisen lassen, denn es schien ihm dies Schauspiel seines weltberühmten Lokales unwürdig zu sein, doch als er merkte, daß sich die 500 Stuhlplätze vor seinem Hause im Nu füllten, sodaß die Eismaschine kaum schaffen konnte, was da Gelato bestellt und verzehrt wurde, da hub er ein Schmunzeln an, und obendrein wurde er doch auch hingegriffen von dieser blonden, wunderhold tanzenden Elfe. Alles, alles, was sich zum Rehraus der Saison an der Adria auf dem riesigen Plage ein letztes Stelldichein gab, Menschen aller Nationen der ganzen Welt, wurde von dieser tollen, wilden Musik gepackt und drängte, um zu sehen, was es gäbe. Und noch nie hatte einer die berühmte Tarantella veneziana so hinreißend, so vollendet tanzen gesehen, wie heute, und tausend und tausend

Augen wurden fasciniert vom vollendet schönen Tanz dieser fremden, schönen Frau. — Plötzlich brach die Musik ab, die Tänzerin machte eine große Geste, die soviel wie Dank für die gezeigte Aufmerksamkeit bedeuten mochte, riß alsdann ihr seidenes Mützchen vom blonden Haar und trippelte an der Mennschenmauer entlang, daselbe den Zuschauern mit betörendem Lächeln hinhaltend und Gaben heischend. 20-, 50-, 100- und 500-Lire-Scheine flogen nur so in das Mützchen, denn das Publikum gehörte zur Klasse der Reichsten der Welt und man war zebefreudig und dankbar ob dieses köstlichen, unverhofften Genusses, den man eben erlebt hatte. Und jetzt, jetzt lachte das schöne Gesicht glücklich auf und — verschwand im Nu im Torwege beim Café Quadri, hüpfte federnd die Ufertiege hinab, die zum Canal piccolo führte. Dort harrte ihrer eine Gondel, die sie bestieg und wenig später war sie im Gemühl der schwarzen Barken verschwunden. Der braune Musikus aber, der Harmonikaspieler, wurde von vielen Menschen umringt und selbst der gewaltige Polizeichef, Signor Santorro trat zu ihm heran und alle, alle wollten wissen, wer die Tänzerin sei. Aber der Burche rief ganz verärgert immer nur: „Non lo so! Non lo so!“ d. h. Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht! Schließlich berichtete er dem Polizeipräsesen: „Ich saß mit meiner Harmonika auf den Stufen der Chiesa Santa Moisé, wißt Ihr, an der via 22 Marzo. Da kam die blonde Frau und sagte zu mir: Peppo — ich heiße aber gar nicht Peppo, ich heiße Luigi — aber sie sagte Peppo, kannst du Musik machen, und als ich si, si (ja, ja) rief, gab sie mir ein 20 Lire Stück und befahl, ich solle mitkommen. Sie führte mich hierher zum Markusplatz und unterwegs sagte sie — ach, sie sprach so schlecht italienisch, wie alle fremden blonden Frauen — ich solle erst diesen Tanz spielen und dann jenen und dann die Tarantella Venezia und zuletzt einen English Walk und das tat ich nun und sie tanzte, Ihr habt es ja alle gesehen, und weiter weiß ich nichts!“

Aber bald sollte sich das Geheimnis lüften. Die Unbekannte war keine Geringere als Südamerikas berühmteste Tänzerin Armela Castiliana, die für die Scala in Mailand engagiert war und einen Abstecher nach Venedig gemacht hatte. Und wurde ihr Geheimnis gelüftet? — Als sie am Nachmittag des gleichen Tages wiederum so ganz improvisiert auftrat, aber diesmal draußen auf dem Lido vor dem Erzessor, dem größten Luxushotel der Welt und dort Unsummen einheimste und genau so schnell wieder verschwand wie früh vom Markusplatz, ließ sie der Polizeichef, dem man die neue Sensation telephonisch gemeldet hatte, verfolgen. Man entdeckte sie in einem kleinen Hause am Canal pontescuro und überrasschte sie, als sie gerade ihre ertanzten Schätze vor den staunenden Augen einer bettelarmen Familie ausbreitete. „Signorina, Sie haben keine Steuern!“ polterte der Polizeibeamte herein. Aber die Tänzerin ließ sich nicht erschrecken. „Sind in Italien Wohltaten erlaubnis- und steuerpflichtig? Sehen Sie, alles Geld, das ich heute ertanzte, gehört dieser armen Familie. Ihr Häuschen brannte vor zwei Tagen draußen in der Vorstadt Contiliano ab, ich erfuhr aanz zufällig davon, als ich mit meinem Waagen durch das Dorf fuhr und brachte die Ohdachlosen hier in diesem Hause unter. Sie haben kein Heim, kein Brot, keinen Verdienst! Mir blutet das Herz über diesem Elend! Um zu helfen trat ich zweimal öffentlich auf. Ich habe zwar noch Urlaub und mein Arzt hat mir das Tanzen verboten, bis ich in Mailand auftrete, aber um Elend zu steuern fragt ein guter Mensch nicht nach Urlaub und Arzt, auch nicht nach Lizenzen und Steuern. Und ich bemühe mich, ein guter Mensch zu sein! Weshen Sie das Ahrem Chef! Ich heiße Armela Castiliana, der brasilianische Konsul wird mich ausweisen!“

Die Abendblätter brachten dies kleine Intermezzo in Venedig in großer Aufmachung, und die begeisterten Venezianer wallfahrteten zu Hunderten vor das Grande Hotel nationale, woselbst die Castiliana Wohnung genommen hatte und brachten ihr rauschende Ovationen dar, schrien und tobten und baten, herauszukommen und nochmals zu tanzen, aber Armela blieb unsichtbar, sie war längst heimlich wieder abgereist. —